

Manfred Honeck

Der Dirigent Manfred Honeck präsentiert drei Lieblingsaufnahmen. Von Kai Luehrs-Kaiser

Manfred Honeck ist einer der großen Namen der Dirigenszene – und doch immer noch so etwas wie ein Geheimtipp. Seit 2008 ist der Österreicher Musikdirektor des Pittsburgh Symphony Orchestra (und damit Nachfolger von Mariss Jansons, Lorin Maazel, William Steinberg und Fritz Reiner). Geboren 1956 in Nenzing, Vorarlberg, kam er 1970 nach Wien, wo er auch studierte. Seit 1983 spielte er als Bratscher bei den Wiener Philharmonikern (wo sein jüngerer Bruder Rainer Honeck Konzertmeister ist), 1987 begann er seine Dirigentenlaufbahn als Assistent von Claudio Abbado. Von 2007 bis 2011 war er Generalmusikdirektor an der Oper Stuttgart.



Foto: Todd Rosenberg



Meine Vorlieben sind von Erinnerungen geprägt. Unter Carlos Kleiber habe ich bei den Wiener Philharmonikern

noch gespielt. Meine CD-Wahl: Die Vierte von Brahms. Es war die rhythmische Spannung, die er eingefordert hat, wodurch die unerhörte Qualität der Darbietung zustande kam. Hinsichtlich der Emotionen ging er stets an die Grenze. Die Höhepunkte konnte er unvergleichlich gut herausbringen. Wie er die Hörner strahlen ließ! Das alles war prägend für mich. Natürlich war Kleiber mit der historischen Aufführungspraxis nicht vertraut – er wollte es nicht. Die Eleganz wiederum bringen die Wiener Philharmoniker von sich aus mit. Man spielt weicher, etwas lyrischer. Und nicht laut um der Lautstärke willen. Alles soll nobel klingen. Kleiber sprach nur in Bildern. Zum Quadrupel-Akkord am Anfang von Beethovens Siebter sagte er, der müsse klingen wie ein Kartoffelsack, der eben ausgeleert wird. Den Anfang der Vierten von Brahms betextete er „Theres! Theres!“



Dann die Achte von Bruckner unter Karajan. Bruckner leidet ja, aufgrund der vier- und acht-taktigen Blöcke,

unter zu langsamen Tempi. Wenn die noch weiter auseinandergezogen werden, zerfällt es. Karajan achtete sehr darauf, nicht zu langsam zu werden. Alles behielt so einen spezifischen Sog und Fluss. Niemals steckenbleiben! Auch keine übertriebenen Ritardandi. Zum Blech sagte Karajan: „Nicht laut, bitte, sondern stark!“ Das fand ich ganz toll. Auch setzte er von sich aus sehr auf Noblesse. Nie ein totes Piano. Immer weich. Immer legato. Nicht die Treppen benutzen, sondern den Aufzug. Er merkte auch sofort, wenn ein Ton heraus stach. Und er hat poliert. Was ich vermisst habe bei seinem Bruckner, war ein Bezug zur österreichischen Volksmusik. Bruckner hat doch, als er jung war, fast jedes Wochenende auf Hochzeiten Polkas und Walzer gespielt. Bei mir, hoffe ich, hören Sie es. Bei Knapertsbusch oder Schuricht sicherlich auch.



Und dann: Mozarts „Idomeneo“ mit John Eliot Gardiner am Pult, oder noch besser: mit Nikolaus Harnon-

court. Mit ihm habe ich das noch live aufgeführt, in der Wiener Staatsoper. Es war das erste Mal, dass Harnoncourt in Wien Oper gemacht hat. Da hat er den Klang des Orchesters sofort einbezogen. Wir bevorzugten ja, wie gesagt, das Weiche. Stahlsaiten spielen, erst recht non vibrato, das wollte ursprünglich niemand von uns gern. Wenn jemand zu laut spielte, sagte der Vorstand: „Meine Herren, bitte benehmen Sie sich!“ Harnoncourt aber meinte: „Nein, nein, ich will das genau so.“ Da war dann schon ein Konflikt da. Der Dramatik aber kam Harnoncourts Klangrede sehr zugute. Er fand: „Sie müssen den Text interpretieren!“ Als ich dann an der Met mein Debüt gab, habe ich mir extra „Idomeneo“ ausgewählt. Und mich beinahe gefühlt wie ein Sänger.